

# Von der Flösserei im Emmental

Autor(en): **Glur, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 45

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645501>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wird ihn die Tatsache, daß der Sihlsee den ansässigen Talbewohnern willkommen ist, weil er ihnen in Ersetzung der prekär gewordenen alten eine neue bessere Existenz in Aussicht stellt.

## Von der Flößerei im Emmental.

Von E. Gur, Trub.

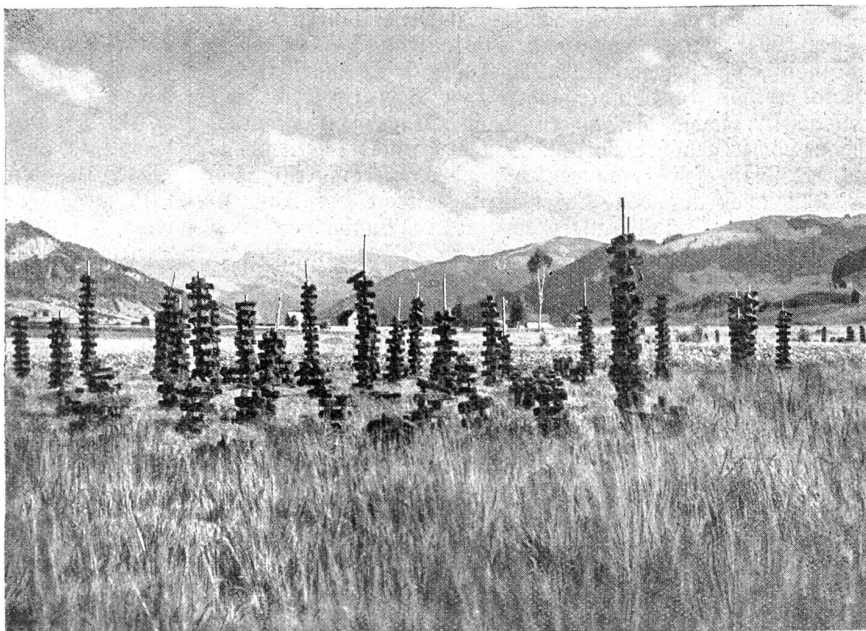
„So wie d'Chüer uf de Berge mache d'Bure  
Chäs im Tal,  
Und das de nid glini Zwerge u nit weni a der  
Zahl.  
Holz u Lade fergge d'Flößer d'Emme ab uf  
Basel zue;  
Chunnt im Früelig d's Wasser größer, hei si mit  
em Floße z'tue.“

Schlosser Wiedmer von Signau, der Dichter des unsterblichen Emmentalerliedes hat unsern Flößern mit obigen Worten ein unvergängliches Denkmal geschaffen.

Heute ist allerdings wenig mehr von dem ehemals sicher bedeutenden Holztransport zu bemerken. Ältere Leute kennen noch etwa die Holzladepätze an der Stelle der untern Säge beim Bahnhof Trubschachen, beim „Suehüsli“ zwischen dem obgenannten Dorfe und der Ramfenbrücke herwärts Bärau-Langnau, Zollbrüd u. a. Es konnte sich bei der Emme und ihren Zuflüssen auch nie um regelmäßige Holztransporte wie z. B. bei der tiefen Aare, Reuß, Limmat und Rhein handeln. Meist bot die Zeit der Schneeschmelze, das Losbrechen von Gewittern, Gelegenheit, mit Holzflößen dem Flachlande zuzufahren.

Wir wollen vorerst berücksichtigen, daß zwei verschiedene Holzarten in Betracht kamen. Einmal war es Spaltenholz, ein anderes Mal vertraute man Langholz dem Rücken des Wassers an.

Der Transport der kurzen „Müsele“ oder Spalten war mehr auf die Oberläufe der vielen Emmezuflüsse beschränkt. Die Art und Weise der Zurichtung unterscheidet sich hier wesentlich von der viel mehr Zeit in Anspruch nehmenden Herrichtung der Holzfloße. — Die ungefähr 1 Meter langen Spalten wurden vor einer Tromschwelle ins Bachbett und am Ufer aufgeschichtet. Hinter der Schwelle, es konnte auch eine natürliche Felsenge sein, wurde eine Art Stausee errichtet. Sand und Kies wurden ausgehoben. Um die Wassermenge zu vermehren, wurde eine Holzwand als Stauwand aufgestellt. Mitteltst einmal der Länge nach zerlegten Trämeln, sogenannte „Hälblige“ und hölzernen Nägelzäpfe oder „Duble“ wird die Wand „zamedublet“ oder „gwettet“. In der Mitte wurde eine Art Falltor errichtet, um auf einmal möglichst viel Wasser durchlassen zu können. Bis 1000 Kubikmeter wurden hinter derartigen Klusen aufgespeichert. Die Wassermenge genügte vollauf, die unzähligen „Müsele“ zu heben und bis an ihren Bestimmungsort fortzutragen. In Burgdorf war zum Aufhängen des Spaltenholzes extra ein Rechen in die Emme hinausgebaut. Sie und da hatten die Emmewasser die „Müsele“ einem Solothurner Kaufmann zuzuführen. Besonders die großen Hammerwerke in Gerlafingen brauchten Unmengen zum Köhlern (per Jahr mindestens 3000 Klafter). Jeremias Gotthelf spricht (n. Appenzeller) von „zweibeinigen Borkenkäfern“, die die steilen Hänge im Oberemmental entholzen. — Vor 100 Jahren kauften die Herren von Roll im Luthertal bei Willisau 5000 Klafter, 12,000 im Entlebuch, 10,800 im Emmental und 39,000 an der Saane. Als die Steinkohlen ins Land kamen, waren die gewaltigen Holzkäufe glücklicherweise nicht mehr nötig. — Lange mit Haken verlehene Stangen verwendete man, um die Spalten auf-



Corfmoor im Sihltal. Turben am Stecken.

zufangen und ans Ufer zu ziehen. Selbstverständlich mußte bei derartigen Holztransporten mit einem ordentlichen Verlust von 10—30 und mehr Prozent gerechnet werden. Gestrandete Trämel gehörten nach dem noch gebräuchlichen Strandrecht dem „Finder“. Es waren meist arme „Tanner“ (Tagelöhner) in den Schadehüsli, die dabei ihr Leben aufs Spiel setzten. Noch im Monat August d. J. kam z. B. ein älterer Mann in der Gemeinde Langnau beim Holz-„fischen“ ums Leben, indem ihn die Wellen forttrugen.

Betrachten wir nun den eigentlichen Transport ganzer Tannen. Zu dieser Holzflößerei waren größere Vorbereitungen notwendig als bei der Brennholzfuhr. Zudem mußte die Zeit der Frühlings- und Vor sommer schneeschmelze oder starke Gewitterregen abgewartet werden.

Bauern und Zimmerleute waren den ganzen Winter über fleißig an der Arbeit. Mit Breitäxten und „Schnäzbiel“ beschnitt man die runden Hölzer auf allen Seiten, bis sie quadratisch geworden. Damals gab es eben noch keine Bollgatter Sägen. Auch die einfachen „Schlegelagli“ waren noch nicht in die waldbreichen Krähen und Gräben eingedrungen. Da ehrte und schätzte man die Handarbeit. Man achtete darauf, daß die gefleckten Trämel bis zur Mitte ungefähr gleich dick wurden. Das Gipfelende blieb konisch. War im Wald bequem Platz zum „Flede“ oder Beschneiden, so wurde diese Arbeit an Ort und Stelle ausgeführt. Bei Schnee wurden die Tannen auf Jochschlitten zur „Ländte“ geschleift. — Die Späne ließ man am Boden liegen und dort verfaulen. Es mußte schon grimmig kalt sein, wenn sie angezündet wurden, um Hände und Axt-hälme zu wärmen. Waren alle gefleckten Trämel auf dem Ländteplatz, kam erst die schwierigste Arbeit. Es galt, das Holzfloß zuzurichten. — „So bim Hund, jez wird's a d's Ländte ga“, het's de albe gheiß. Solche Arbeiten interessierten gleichfalls die Schuljugend. Da blieben die Schultube und Gellertlieder vergessen. Erfuhr der Schulmeister den Grund der Abwesenheit, so hieß es einfach: „Ja der Utt (Vater) het müesse ga ländte; i ha zuegluegt und bi derbn gi.“ —

Nähe am Flußufer bereiteten die Zimmerleute ein dem Wasser zugeneigtes Lager aus aneinander gefügten „Hälbligen“ und Läden. Darauf schlug man ein Floß auf. Ungefähr sechs im Geviert zurechtgezimmerte Tannen schob man nebeneinander und verkuppelte sie mit „Bundhägge“. Auf die erste ca. 3 Meter breite Reihe kamen noch eine zweite

und dritte Schicht 10 bis höchstens 20 Meter langer Hölzer. Quer über diese Lannen befestigte man 2—4 dünnere „Stüdtli“, die sogenannten „Ufhölzli“. Diese marktete der Kaufherr mit den Ruderstangen zum Holz ein. In diese „Ufhölzli“, sowie die äußern Lannenflecken waren vorher schon Löcher gebohrt worden. Lange Holznägel sollten das ganze Floß fest zusammen verbinden. Selbstverständlich wurden auch auf den Außenseiten senkrecht zur Lannen-schicht solche „Stüdtli“ angebracht. Mit „Bundhägge“ und „Duble“ bildeten schließlich die vielen Trämel ein fest gefügtes Floß. Selten kam es denn auch vor, daß so ein Holztransport zerfiel, er sei etwa an Brückenpfeiler angefahren.

War diese Hauptarbeit unter angestrengtestem Schaffen glücklich beendet, so wurde auf dem vordern Teil des Floßes der sogenannte „Bod“ aufgerichtet. Es war dies eine Vorrichtung zur Anbringung der zwei Ruderbäume. Es war gleichsam das Steuerrad des Schiffes. Mit den sogenannten „Störinägel“ befestigten die gewandten Zimmerleute die beiden Ruderstangen. Gedachte man, später im tiefern Wasser das Floß noch mit Waren aller Art zu beladen, so brachte man rings um das ganze Floß noch ein Geländer an. Da konnten die aufgestapelten Bohnenstangen, Läden, Schindeln, Fässer, Hausrat, Käse, Butter oder gar Lebeware, wie Ziegen, Kälber und Rinder nicht so leicht vom fahrenden Boot ins Wasser gleiten.

„We das Floß nume scho dusse wär! Uh, jez müsse mir no eis bühre, stoße und fergge!“ Das Hinausschieben ins unterdessen angetriebene Wasser gleicht dem Stapellauf eines Dampfers. Nicht umsonst bangt man um diese Stunde. Wird das Floß wohl aufrecht bleiben? Kann es flott gemacht werden? Schnell noch feste Sparren, armdide Seile, eine Reihe Bundhaken als Reserve und die Ruderbäume aufs Floß gebracht. Ein Bündel Kleider, Wäsche und ein „Mersädli“ (wo öppis drinn ist zum Esse) dürfen nicht fehlen, denn die Fahrt nimmt meist Wochen, oft sogar Monate in Anspruch. (Schluß folgt.)

## Ornithologische Skizzen auf einer Nordlandfahrt.

Von Wilhelm Lüscher, Bern.

(Schluß.)

Der See-Strandläufer.

In den Buchten im Nordwesten Spitzbergens und stets ganz nahe am Strand, auf den sich im Meere badenden Gletschermoränen oder an den ihnen entfliehenden Bäcklein, war oft ein zutraulicher Vogel in Gesellschaft zu treffen, unscheinbar im Gefieder, gräulich unten und oben, schmutzig-rostbraun gefleckt, der Schnabel gerade, halblang und die Füße ziemlich kurz, schwach rötlichbraun. Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt und im Aussehen ganz den Steinern, dem Sand und Moos angepaßt, sodaß man dieser Vögel erst auf ganz nahe Distanz gewahr wird, um so weniger als sie gar nicht eilig sind zu fliehen und sich nach kurzem Wegflug nur einige Schritte weiter wieder niederlassen. Von Größe beinahe wie eine Wachtel und ganz ähnlich wie diese von auffällig gedrungener Gestalt, im Gefieder jedoch eher der Bekassine ähnlich, ist der hochnordische Vogel diejenige Art Strandläufer, welche im Sommer dem Nordpol am nächsten wohnt und hier zahlreich vorkommt. Recht schön, laut und hell habe ich einen pfeifen gehört auf dem Dache eines verlassenen Schuppens an der Königsbucht, von wo er dann schnell und zierlich schwenkend abflog.

Die Pracht-Eiderente.

In der Magdalenenbucht im nordwestlichen Spitzbergen auf 80 Grad nördlicher Breite befindet sich eine wenig

erhöhte Halbinsel, an der die Boote der großen Touristen-dampfer gewöhnlich anlegen, um die in der Nähe ins Meer fallenden gewaltigen Gletscher zu besichtigen. Als ich von meiner Streiftour zu den Polarmöven zurückkehrte, wollte ich kurz vor dem Wiedereinschiffen noch das Gräberfeld besichtigen, wo sich im Mittelalter feindliche Walfischfänger Schlachten lieferten, so daß auf der genannten Halbinsel noch an die 30—40 mehr oder weniger offene Gräber in teilweise guterhaltener Holzeinrahmung zu sehen sind, gewahrte ich am Ufer einige Enten. Als ich mich näherte, flogen sie auf, wobei ich einen ziemlich diden Leib konstatierte, der im Sonnenlicht von dunkel rostroter Farbe erschien. Andern Tags, etwas weiter südlich in der Kreuzbucht, legte ich mich vormittags einige Zeit auf die Lauer, um die hie und da tauchenden schwarzen Seehunde zu sehen. Dabei konnte ich in Ruhe aus der Nähe wieder mehrere solcher Enten beobachten, die meisten davon mit einer Schar Jungen um sich und alle fleißig tauchend. Es waren Weibchen der Pracht-Eiderente, deren Gemahle sich bekanntlich davon machen, sobald die Jungen ausgeschlüpft sind. Die schwarzen Zeichnungen auf dem rostfarbig-graubraunen Grunde hoben sich sehr schön ab. Gegen den Kopf zu dunkler, weißt das Gefieder am Rande der Flügel schmale weiße Schrägstreifen auf.

Die gewöhnliche Eiderente, deren Eier und Daunen vielerorts gesammelt werden, kommt nicht so weit nördlich vor. Die Männchen sind im Hochzeitskleide von hervorragender Farbenpracht.

Die Schmarozer-Raubmöve

habe ich unter Umständen kennen gelernt, die entschieden bemerkenswert sind. Es war in der Königsbucht auf Spitzbergen, etwa 600 Meter entfernt von dem noch vollständig stehenden Gerippe der Luftschiffhalle von Nobile (s. Abb. in letzter Nummer, S. 633), wo mehrere Touristen von einem Paar dieser schönen Vögel angefallen wurden, so daß sie sich mit Hüten, Stöcken und Photoapparaten recht ernsthaft wehren mußten. Ich selbst ergriff schließlich ein Holzstück, um zu verhindern, daß ich von dem unablässig bis ganz nahe herab tausenden Vogel gezwikt wurde, was bei dem vorne raubvogelartig gekrümmten Schnabel vielleicht nicht gerade harmlos gewesen wäre. Der eine der Vögel hatte nur einen Lauf und zeichnete sich durch besonders wütende Angriffe aus, dabei helle laute Töne ausstoßend, ganz ähnlich wie Hundegekläff. Der andere miaute dagegen auf dem Boden, indem er mit erhobenen Flügeln tänzelte und sich lahm stellen wollte. Ein Nest oder Junge fand ich aber nicht. In der Nähe befindet sich eine Seeschwalben-Kolonie, deren Peiniger wohl die Raubmöven sind, so daß einige der ersteren oft mutig auf sie stießen.

Das vorbeschriebene Schauspiel erneuerte sich mehrmals in gleicher Weise, so oft wieder Menschen in die Nähe gingen. Die auffallende Färbung dieser etwa rabengroßen Vögel macht den Eindruck düsterer Wildheit. Kopf und Oberseite sind fast schwarz, Hals und Bauch dagegen weiß, der Nacken mit einem gelblichen Anflug. Das Auffallendste sind die beiden außerordentlich langen mittleren Steuerfedern, die schwarz und spitz hinten weit hinausstehen und wie schmale Spieße den Schwanz ungewöhnlich verlängern.

Von der noch etwas größeren mittlern Raubmöve beschrieb ein Paar im gelbbraunen Uebergangskleide schwebende Kreise mitten in einem lebhaften Schwarm Seeschwalben. Das interessante Flugbild hatte als Hintergrund die große Ortschaft Akureiri im Enaffjord an der Nordküste Islands, die bedeutend ist für Heringsfang und ausgedehnte Dampf-Transporeien hat.

Die Mantelmöve.

Erst am Nordkap sind sie erschienen, diese größten aller Möven, wenn sie ausgewachsen sind. Überall sonst weiß, sind Rücken und Mantel bleischwarz mit ebensolchem Fleck